

Stimmen im Nichts

Raoul Zeelan

© 2008 by Raoul Zeelan.
All rights reserved.

Stimmen im Nichts

Raoul Zeelan

Ungekürzte Ausgabe
Stuttgart, 2008

© 1997 – 2008 by Raoul Zeelan
All rights reserved

Umschlagbild © 2005 by Raoul Zeelan (Knoydart, Scotland)
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
ISBN: 978-3-8370-5438-5

Inhaltsverzeichnis

Prolog	7
Die Schuldigen	9
Freiheit	59
Schande	113
Totentanz	165
Großstadt	191
Spiegelbilder	249
Die letzte Stimme der Erde	259
Epilog	327
Entstehungsgeschichte	331
Literaturverzeichnis	337
Anmerkungen	343

Prolog

Ein unter hauchdünnem Wolkenspinnweb blaugrün schimmernder Planet zog, den Kräften der Schwerkraft folgend, seine weite Bahn um eine orangegelbe Sonne, die mit ihrer Wärme das Leben auf der Planetenoberfläche nährte. Dort waren die ersten Spuren einer neugewachsenen Zivilisation zu erkennen, deren Stimmen sich aber nur leise artikulierten. Noch war das natürliche Gleichgewicht des Lebens gewahrt.

Es war eine Welt, auf der man in Frieden leben konnte.

Die Schuldigen

1

Auch an diesem Morgen stieg die Sonne in einen klaren, fast wolkenlosen Himmel empor. Ihr Erscheinen am Firmament wurde, wie an jedem Tag seit fast dreißig Jahren, von Karpak, einem der letzten Sonnenpriester seines Volkes, in feierlicher Andacht auf der obersten Plattform des Haupttempels begrüßt. Nur seine treuesten Tempelwachen durften diesen Augenblick mit ihm teilen, und manchmal, an Tagen wie diesem, stand er allein dort oben und überließ sich ganz seinen Gedanken. Das Aufgehen der Sonne bewies ihm jeden Morgen aufs Neue die Größe und Allgewalt der Natur, durch die ihrer aller Leben beherrscht wurde. Ihre Macht war überwältigend.

Es gab jedoch noch eine andere Naturerscheinung, deren Kräfte sich seinem Volk in den kommenden Wochen des hereinbrechenden Herbstes auf besondere Art erweisen würden. Denn es brach die Zeit der Stürme und Unwetter an, die von der Küste im Osten, die Karpak einst als Kind besucht hatte, mit unwiderstehlicher Gewalt heraufzogen. Auf ihrem Weg ins Innere des Kontinents zerstörten sie alles Leben, das ihren Pfad kreuzte.

Die Priester der Sonne glaubten allerdings nicht, daß mit dem Hereinbrechen der Stürme und den damit einhergehenden Zerstörungen ein göttlicher Wille oder gar eine Strafe der Natur für Fehler im Verhalten der Menschen verbunden sei, auch wenn viele im Volk von genau diesem Zusammenhang überzeugt waren. An diesem Aberglauben hatte es auch nichts geändert, daß die Priester seines Tempels das Volk stets gelehrt hatten, die Kräfte der Natur kümmerten sich in ihrer überwältigenden Allmacht überhaupt nicht um die Menschen und ihre unbedeutende Schwachheit, daß es also erst recht keine tiefere

Bedeutung hatte, wenn in dem einen Jahr die Stadt von den Stürmen verwüstet wurde und im darauffolgenden verschont blieb. Es war bloß ein auf Zufall beruhendes Schicksal, wenn auch ein furchtbares, das den Menschen unabhängig von seinem Handeln und Wollen ereilte.

Doch im Volk wucherte erneut der verderbliche Aberglaube der Vorfahren, und Karpak, der stets jeden Aberglauben bekämpft hatte, wagte es seit einiger Zeit nicht mehr, sich dem Volke gegenüber zu seinem wohldurchdachten Weltbild zu bekennen. Nur unter den Bewohnern des Tempels konnte er mit Verständnis für seine Ansichten rechnen, denn hier war man es gewohnt, über Fragen des Lebens tiefgründiger nachzudenken. Die Menge jedoch hielt an der einfacher zu begreifenden Vorstellung fest, die jedem Tod durch die Gewalten der Natur, der ansonsten sinnlos erschienen wäre, eine besondere Bedeutung verlieh. Warum, so hätte man ihm mit Entrüstung entgegengehalten, vernichtete die Natur in manchen Jahren keine Menschenleben, in anderen Jahren aber Dutzende, manchmal sogar Hunderte? Dies konnte doch nichts anderes sein als eine Bestrafung für die Sünden der Menschen, die in manchen Jahren gering, in anderen aber groß waren. Hinzu kam, daß Karpaks Weltbild bedeutet hätte, daß alle diese Tode der Vergangenheit gar keinen Sinn gehabt hätten, daß Menschen nicht etwa deshalb umgekommen waren, weil ihr Verhalten Strafe herausgefordert hätte, sondern aus reiner Willkür. Eine solche Ungerechtigkeit konnte aber doch unmöglich die Grundessenz der Welt ausmachen, in der man lebte.

Doch genau dies entsprach Karpaks Überzeugung; nach seiner Ansicht interessierte sich die Natur nicht dafür, ob Menschen sündigten und ob ihr Verhalten demnach Strafe verdiente oder nicht. Die Menschen vermochten allein durch die Gnade der Natur in dieser Welt zu existieren; kamen sie ihren Gewalten in die Quere, so verloren sie ihr Leben. Ein Sinn, gemessen an menschlichen Kriterien, lag in diesem Schicksal aber nicht.

Hätte Karpak seine Auffassung jedoch öffentlich ausgesprochen, so hätte er unweigerlich den Zorn der Menge auf sich gezogen und weiter an Einfluß verloren. Denn die Masse der Menschen wollte von philosophischen Fragen, auf die es keine sie befriedigende und möglichst

Freiheit

1

Unsere Ansiedlung lag fern der dichtbevölkerten Kolonien in den Küstenregionen. Daher war, als es zu dem Aufstand kam, unsere Wachsamkeit noch immer so groß wie in jedem der zwanzig Jahre seit Gründung der Ortschaft. Die wechselhafte Einstellung mancher der indianischen Ureinwohner darüber, wer ihnen als Freund und wer ihnen als Feind galt, war uns stets rätselhaft genug erschienen, um zu jeder Tages- und Nachtstunde gegen mögliche Angriffe gewappnet zu sein. Wir hatten schon manche Attacke von den Befestigungen unserer Siedlung aus abgewehrt.

Zudem war es unser Glück, eine beträchtliche Strecke von Brownstown entfernt zu leben. Dadurch entgingen wir der größten Wucht des auf jenen Ort konzentrierten Überfalls, bei dem über dreihundert ahnungslose Siedler hinterhältig getötet wurden. Es war in der Tat ein Massaker: Horden meist stammesloser Indianer schlugen in der Nacht zu, unter Mißbrauch des Vertrauens, das ihnen die Siedler im Laufe der Jahre entgegengebracht hatten. Der Angriff war allerdings provoziert worden durch teilweise ebenso brutale Übergriffe neu zugewanderter Siedler auf die Ureinwohner und das diesen vertraglich zugesicherte Land. In Brownstown wurden nun viele Weiße gleich von der ersten Angriffswelle im Schlaf überrumpelt und fielen dieser zum Opfer. Die Attentäter, die sich durch ihre Heimtücke von den stolzen Stämmen, die in unserer Nachbarschaft heimisch waren, um Welten unterschieden, setzten ihren Überfall anschließend nur noch dort fort, wo ihnen kein Widerstand entgegengebracht wurde.

Wo die Angreifer jedoch auf nennenswerte Gegenwehr stießen, wichen sie bald zurück. Auch unsere befestigte Siedlung wurde daher zu-

nächst zwar attackiert, der Sturmlauf aber sofort abgebrochen, nachdem unsere Wachen einige ungezielte Schüsse auf die sich in der Dunkelheit Nähernden abgegeben hatten und so demonstrierten, daß wir zur Verteidigung bereit waren. Wir Schlafenden erwachten durch die Schüsse, ergriffen unsere neben den Ruhelagern bereitgestellten Waffen und eilten den Wachen zu Hilfe. Zu diesem Zeitpunkt aber flüchteten die ertappten Angreifer bereits scharenweise zurück in Richtung der krankheitsschwangeren Sümpfe im Osten, von denen aus sie sich angeschlichen hatten. Wahrlich, es waren nicht die Tapfersten unter den Indianern, die diesen Überfall verübten.

Doch das schreckliche Massaker von Brownstown, das ich hier an den Anfang meiner Erzählung gestellt habe, soll nicht den Kern dessen darstellen, was ich nun berichten will, obwohl uns allen die traurigen Ereignisse jener Nacht, selbst nach den vielen seither vergangenen Jahrzehnten, noch deutlich im Gedächtnis haften. Ich erwähne die Ereignisse von Brownstown vor allem deshalb, weil sie einen entscheidenden Wendepunkt in jenen Begebenheiten darstellen, denen meine eigentliche Aufmerksamkeit gelten soll: dem Schicksal des Jim Burke und der Taliah Beckett, zwei Kindern, die in unserer Siedlung aufwuchsen und in deren Geschichte der ganze Zwiespalt deutlich wird, der das Leben in den Kolonien zu unserer Zeit kennzeichnet.

Meine eigentliche Erzählung beginnt dabei etwa fünf Jahre vor dem Brownstown-Massaker, zu dessen unmittelbaren Opfern Jim und Taliah zwar nicht zählen sollten, da sie in unserer befestigten Ansiedlung vor dem Überfall geschützt waren, deren Schicksal dadurch jedoch mittelbar in anderer Weise entscheidend beeinflusst wurde, so daß sie letztlich ebenfalls zu dessen Leidtragenden gezählt werden können.

2

Jim Burke und Taliah Beckett waren etwa gleichaltrig und als Spielkameraden nahezu unzertrennlich. Es gab kaum ein Abenteuer, das sie nicht miteinander teilten, kaum eine Entdeckungsreise, die sie nicht gemeinsam unternahmen.

Schande

1

Wie bei jedem Male, wenn sich die Gemeinschaft versammelte, stand Esther Flynn fern der anderen. Es war als trüge sie eine unsichtbare Ausdünstung jener moralischen Schande um sich, mit der man sie schon vor Jahren belegt hatte, und als hieße diese ihre Umgebung, Abstand von ihr zu wahren.

Trotz der vielen Jahre, in denen sie sich an diesen Umstand hätte gewöhnen können, versetzte es ihr doch jedesmal von neuem einen Stich. Die größte Pein, die Esther in ihrem Herzen trug, erwuchs ihr jedoch daraus, daß man meinte, jeder würde von ihrer Schande befleckt, der sich nur einige Zeit in ihrem Umkreis aufhielt. Daher fand man auch heute nur ihre siebenjährige Tochter Jewel direkt neben Esther stehend. Das Kind konnte in den Augen der Gemeinschaft durch Esthers Nähe nicht mehr besudelt werden, denn Jewel trug auf traurige Weise schon von Geburt an Spuren der gleichen Schande in sich wie ihre Mutter. Man übersah, und das ungerechterweise, daß Jewel selbst keine Verantwortung an der Schande trug, die ihr die puritanische Gesellschaft auferlegt hatte, Jewel unschuldig war an dem, was sich einst ereignet hatte. Ihre Schande bestand allein darin, unter Umständen geboren worden zu sein, die als verächtlich galten, in eine Gesellschaft hinein, in der menschliches Unglück zwar unvermeidlich und gottgewollt schien, in der die Moral aber streng war und nicht selten ohne Rücksicht und ohne Mitleid.

Esther wandte ihren sorgenvollen Blick von dem verschlossen zu Boden blickenden Kind ab und zwang ihre Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. Die vor der Kirche Versammelten sprachen leise miteinander, so daß Esther kaum verstehen konnte, was sie sagten. Der

Kirchplatz wirkte an diesem Abend fast freundlich, trotz seiner Kargheit. Die Luft war mild. Die Farben des Herbstes hatten die Büsche und Bäume um die Kirche herum mit kräftigem Pinselstrich berührt und dadurch wild zum Leuchten gebracht. Die Gebäude des Dorfes vermittelten als Kontrast dazu biedere Wohlanständigkeit. Direkt hinter der Siedlung lag der dichte, schattige Wald, in dessen Einsamkeit ein undefinierbarer Friede lockte.

Während die Menschen geduldig auf das Eintreffen des Dorfgeistlichen warteten, vermochte Esther ihre Gedanken nicht dauerhaft von ihrem eigenen Schicksal und dem ihrer Tochter abzuwenden. Gerade bei solchen Anlässen kehrten ihre Gedanken zurück zu den Ereignissen, mit denen die Schande einst ihren Anfang genommen hatte. Für Esther war die Vergangenheit wie ein dunkles Loch, wie ein bodenloser Abgrund, um den sich der Pfad ihres Lebens in scheinbar endlosen Kreisen wand. Die Tiefe lauerte immer dicht neben ihr, griff nach ihr und wollte sie, kaum daß sie ihr einmal halbwegs entronnen schien, stets von neuem zu sich hinabreißen.

So war es in den vergangenen acht Jahren zum Hauptziel ihres Lebens geworden, vor dem Abgrund zu flüchten, möglichst großen Abstand zu ihm zu gewinnen, nicht mehr den fürchterlichen Sog zu verspüren, den er auf ihr Leben ausübte. Indem sie sich gegen seinen Einfluß wehrte, verbrauchte sie aber einen wesentlichen Teil ihrer Seelenkraft, den sie bei anderen Prüfungen des Schicksals schmerzlich vermißte. Während die meisten Menschen voller Ehrgeiz und mit aller Kraft nach Reichtum, Macht oder Ruhm strebten, auch wenn sich darin allein höchstens oberflächliches Glück finden läßt und sie ihre eitlen Ziele in der Regel überhaupt erst gar nicht erreichen, hätte es Esthers schwergeprüfter Seele schon völlig genügt, sich endlich aus der schwarzen Schande ihrer Vergangenheit befreien zu können. Glückliche Momente kannte Esther nur, wenn ihr Blick, der zu häufig nach innen gerichtet war, von den eigenen Problemen abgelenkt wurde und sich auf eine bessere Welt richtete, eine Welt, die irgendwo in ihrer eigenen Zukunft oder wenigstens der Zukunft ihrer Tochter liegen mochte. Bis dahin vermochte Esther nur aus der Stille des Selbstvergessens heraus die nötige Kraft zu finden, um für sich und Jewel weiterhin

Totentanz

Meine Reise war lang und mühsam gewesen, denn die Jahre des Bürgerkriegs hatten das Land und dessen Infrastruktur weitgehend zerstört. Die Menschen lebten im Elend. Einst reiche Ländereien waren vernichtet und fruchtbares Land lag nun brach. Die Spuren der Verwüstung waren überall zu erkennen und erschienen kaum je zu beseitigen. Die Ermordung des Präsidenten lag erst fünf Monate zurück und überschattete den durch unaussprechliche Leiden erzwungenen Frieden. Jeder Gedanke an die Vergangenheit versetzte uns immer noch in eine Stimmung düsterer Niedergeschlagenheit.

Gerade da war mir jene weitere Schicksalsnachricht überbracht worden, die mich zu meiner Reise in den Süden veranlaßt hatte. Diese Botschaft erschien mir als nur noch ein weiteres Mosaiksteinchen in einer ganzen Reihe unheilvoller Ereignisse, die mir die letzten Jahre gebracht hatten, ja sie kam mir sogar unbedeutend vor im Vergleich zu den Greueln, die das Land in dieser Zeit gesehen hat. Mit Grausen dachte ich an die neuen, angeblich so modernen und sauberen Instrumente der Kriegsführung, die mit wissenschaftlicher Ernsthaftigkeit entwickelt worden waren und mit denen Hunderttausende von Soldaten und Zivilisten einander das Leben genommen hatten auf eine Weise, die man vor zwanzig Jahren noch als heimtückischen Mord bezeichnet hätte.

Ich selbst war der Hölle entronnen, da mein Beruf mich bald nach Kriegsbeginn nach Norden, an die kanadische Grenze verschlagen hatte, wo ich für die Union nach Bodenschätzen suchte, deren Erschließung den Kriegsverlauf schließlich, neben vielen anderen Faktoren, zu unseren Gunsten beeinflusste. Makabererweise verdiente ich durch diese Tätigkeit weitaus mehr als durch jede andere Arbeit, die ich bisher in Friedenszeiten verfolgt hatte. Aber meine legalen Einnahmen der

Bürgerkriegsjahre waren nicht zu vergleichen mit dem Vermögen, das zahlreiche Kriegsgewinnler durch Geschäfte mit beiden Kampfparteien angehäuft hatten; nun hielten diese zwielichtigen Unternehmer auf dem Fundament ihres derart angehäuften Reichtums auch noch Einzug in die Politik der wieder vereinten Nation.

Als mich vor zwei Wochen der Ruf eines ehemaligen Kameraden erreichte, der mich jetzt nach Süden führte, hatte ich zuerst gezögert. Sollte ich diese beschwerliche Reise wirklich unternehmen? Ich entschloß mich aus einer Art Pflichtbewußtsein dann doch dazu — und nun, endlich am Ziel angelangt, stand ich vor dem halboffenen Eisentor eines altmodischen, tristen Parks. In dessen Mitte, am anderen Ende eines breiten Zufahrtweges, schimmerte das steinerne Hauptgebäude, in dem ich erwartet wurde, grau und kalt. Es war ein trüber Vormittag im Spätsommer, und schwere Wolken bedeckten die Welt seit Tagen wie ein bleiernes Leichentuch, so als hätte der Himmel seine Augen mit Schauern vor den Taten der Menschheit verschlossen.

Ich war an diesen Ort des Todes gekommen, um einem Sterbenden die letzte Ehre zu erweisen. Aber ich wußte nicht, ob ich diesen Menschen, den ich seit Jahrzehnten kannte, den ich aber nie wirklich kennengelernt hatte, allen Ernstes noch länger als Freund bezeichnen wollte, auch wenn ich aus langer, gedankenloser Übung ihn so zu nennen gewohnt war. In den vergangenen Jahren des Schreckens hatte ich erkannt, daß wir in unserem Leben nicht mehr als eine Handvoll Menschen überhaupt tiefergehend kennenlernen, und nicht einmal jeden vierten dieser Handvoll dürfen wir mit Recht als unseren Freund bezeichnen. Denn in den meisten Fällen ist Freundschaft nur eine Illusion, und wir bilden uns zumeist bloß ein, einen anderen zu verstehen und von ihm verstanden zu werden. In Wirklichkeit aber beurteilt ein jeder seine Mitgeschöpfe vor allem nach Äußerlichkeiten; was wirklich in ihnen vorgeht, wissen wir selten, und es fehlt den meisten von uns an Geduld und Einfühlungsvermögen, um tiefer zu forschen. Wir kennen die Mehrzahl unserer Mitmenschen nicht besser als wir eine Landschaft kennen, die wir auf einem Gemälde dargestellt finden, die wir aber selbst nie durchwandert haben. Uns sind zwar die Gesichter unserer Mitmenschen vertraut, aber wir waren nie an dem Ort, der

Großstadt

1

Schwerelos schwebte die im Sonnenlicht silbern funkelnde Flugmaschine über einem weißgrauen Wolkengebirge. Der Pilot genoß die angenehmen Wetterbedingungen. Nur wenige Turbulenzen zwangen ihn zum Eingreifen. Es war einer der geruhsamsten Transatlantikflüge des Jahres.

Auch die Fluggäste schätzten die Ruhe, soweit sie nicht mit privaten Problemen beschäftigt waren. Zu den auf diese Weise Befangenen zählte der Fluggast in der vierten Sitzreihe links, der mit leerem Blick durch das dicke Sicherheitsfenster neben sich in die Weiten des Himmels starrte. Obwohl der Flug für ihn eigentlich den Beginn eines langen, erholsamen Urlaubs bedeuten sollte, ging ihm doch manches durch den Kopf; denn seine Reise diente nicht nur der Erholung.

Vor allem dachte er an Jenny, die ihn am Ziel seiner Reise erwartete und die er schon seit vielen Jahren kannte, auch wenn er sie niemals zuvor persönlich getroffen hatte, da sie beide auf weit voneinander entfernten Punkten der Erdkugel zu Hause waren und sich die lange Reise bislang nicht hatten leisten können. Jenny lebte in Mittelamerika, er selbst dagegen in Europa. Ihre Bekanntschaft hatte bisher aus einem rein schriftlichen Gedankenaustausch bestanden, der allmählich immer persönlicher und kameradschaftlicher geworden war, aber eben stets nur in Form von Briefen stattgefunden hatte. Zahlreiche gemeinsame Interessen verbanden sie, und in ihren Mitteilungen hatten sie ähnliche Überzeugungen entdeckt. So waren sie mit der Zeit zu Freunden geworden, die einander vertrauten.

Es ist selten, daß sich bei großer räumlicher Distanz eine tiefere Freundschaft entwickelt; doch wenn es einmal geschieht, so ist diese

Kameradschaft in der Regel von Dauer. Nachdem aus ihren gleichartigen Interessen ein regelmäßiger Briefverkehr erwachsen war, in den zahlreiche persönliche Anmerkungen einfließen und der mit den Jahren immer mehr an Offenheit gewann, genossen sie es beide, in ihrem Charakter eher zurückhaltend veranlagt, endlich einen seelenverwandten Menschen gefunden zu haben, mit dem sie sich über die Themen ihres Lebens auf eine Weise austauschen konnten, für die ihre Umgebung wenig Verständnis aufgebracht hätte. In den immer hektischer werdenden Zeiten eines wahnsinnigen Wettrüstens, den dreizehn Tagen der Kubakrise und der kaum zurückliegenden Ermordung des amerikanischen Präsidenten, auf den man große Hoffnungen des Friedens gesetzt hatte, war echtes Vertrauen nur schwer aufzubauen. Auch die Kunst des Briefeschreibens geriet allmählich in Vergessenheit in einem Zeitalter, das den Menschen zunehmend mit Bildern und Tönen aus verschiedensten Quellen und mit oft geringem Sachinhalt übersättigte; durch die zunehmende mediale Überflutung drohte die Oberflächlichkeit zum Maß aller Dinge zu werden.

Jenny und Jack aber hatten erst durch ihren Briefwechsel gelernt, einander zu verstehen, und sie schrieben sich stets lang und ausführlich. Sie hatten sich vor Jahren durch ein von ihren jeweiligen Schulen ins Leben gerufenes Programm kennengelernt, das die Verständigung zwischen den Staaten der Erde verbessern sollte. In den über zehn Jahren ihres Kontaktes hatten sie schon manch schwere Phase ihres Lebens hinter sich gebracht und einander dabei in ihren Briefen gegenseitig Beistand geleistet. Nicht zuletzt bereitete es ihnen Freude, Handgeschriebenes aus einem anderen Teil der Welt zu erhalten, worin etwas nostalgisch Abenteuerliches zum Ausdruck kam.

Zu Anfang ihres Briefwechsels hatte wenig Aussicht bestanden, einander jemals persönlich zu begegnen; und doch brach ihre Brieffreundschaft niemals ab, sondern wurde mit den Jahren immer intensiver. Vielleicht verfestigte sich ihre Freundschaft sogar gerade weil sie nur schriftlich miteinander kommunizierten; denn dies ließ sie ihre Seelenverwandtschaft um so deutlicher entdecken. Sie wurden nicht von Äußerlichkeiten abgelenkt. Jack hatte Jenny gegenüber einmal die Theorie aufgestellt, daß man den wahren und wichtigen Kern eines

Spiegelbilder

Obwohl es tief in der Nacht war und er eigentlich hätte müde sein müssen von der alltäglichen und unbefriedigenden Routine, saß er immer noch vor dem Fernseher, schlaflos, mit brennenden Augen, einem Fieberkranken gleich. Verzweifelt suchte er Ablenkung von der Eintönigkeit seines Alltagslebens. Doch sich selbst konnte er nicht entkommen. Verbittert betrachtete er daher sein Spiegelbild, das ihm immer dann, wenn sich das Fernsehbild verdunkelte, von der Mattscheibe entgegenstarrte. Es war ein freudloses, hohlwangiges und nahezu leeres Gesicht. Genauso leer, bitter und freudlos war dieser Anblick wie der jener anderen Bilder, die das Fernsehen in den kleinen Raum trug, der sein Zuhause war. Es waren vorselektierte Spiegelbilder der menschlichen Gesellschaft, die Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr über die Schirme der Welt flackerten und dem Zuschauer stets von neuem die unterschwellige Botschaft von der Wertlosigkeit der menschlichen Existenz suggerierten.

Aber er wußte nicht, welches der Spiegelbilder er am meisten verabscheute, denn das seine erschien ihm ebenso wertlos wie die elektronisch übermittelten. Hätte er sich in einer anderen Stimmung befunden, so wären es vielleicht die Fernsehbilder gewesen, die allein seine Abscheu erregt hätten, da sie Verfall, Dekadenz, Genußsucht, Gewalt und pervertierte Lust widerspiegeln, anstatt wahre und andauernde Werte zu vermitteln. Heute aber umfaßte seine Abscheu erst recht auch die eigene Person.

Er erinnerte sich, daß es vor Jahren noch Sendungen mit positiverem Inhalt gegeben hatte, und von Zeit zu Zeit wurden auch heute noch die alten Filme gezeigt. In diesem neuen Zeitalter der multimedialen Revolution aber standen nicht nur in den allgegenwärtigen Werbesendungen Konsum und sofortige Befriedigung im Vordergrund, auch

jedes Thema in jeder die Werbung unterbrechenden Sendung wurde in gleicher Weise dominiert von einer überhitzten Atmosphäre unaufhaltbaren Strebens nach immer mehr Besitz, in der moralische Werte und feinere Gefühle verdorrten. Jedes der ausgeklügelten Weltbilder, das Denker der vergangenen Jahrtausende geschaffen hatten, zerfiel in diesem sinnlosen Wirrwarr der Bilder und wurde durch Banalität und Selbsttäuschung ersetzt.

Er saß träge da, zusammengesunken in seinem Sessel, und betrachtete mit gieriger Verachtung die Bilder, die ihm in schneller, hypnotisierender Abfolge geboten wurden. In einem unüberwindbaren Drang nach scheinbar Neuem wurden alle erdenklichen Abscheulichkeiten zur Darstellung gebracht. Es war die eingleisige Realität des globalen Dorfes. Es wurde präsentiert, aber nicht interpretiert, es wurde schockiert, aber nicht tiefer nachgedacht oder gar der Versuch unternommen das Dargestellte zu verstehen und zu verbessern. Man tat zwar so, als wäge man die Dinge gegeneinander ab, aber man tat es nie lange, ausführlich oder überhaupt konzentriert und am Stück. Alles ging mit einer ewigen Oberflächlichkeit einher. Scheinwelten lösten einander in schier unendlicher Folge ab. Jeder konnte diese Bilder verstehen, selbst ein Kind; denn sie verlangten nur Zugreifen, nicht Begreifen. Einem Kind jedoch, das diese Bilder betrachtete und eine gewisse Sensibilität besaß, mußten Unschuld und Reinheit der Phantasie, aber auch die Unvoreingenommenheit sachlichen Denkens in kürzester Zeit zerstört werden.

Welch faszinierende Dinge doch das Fernsehen in jedes Wohnzimmer und jedes Kinderzimmer übertrug, das Thema dabei nach wenigen Minuten immer wieder wechselnd, um nur ja keine Langeweile aufkommen zu lassen (und dadurch in Wirklichkeit in einer alles übergreifenden Langeweile zu enden)! Da sah man alle nur erdenklichen Formen sozialer Fehlfunktion, die in großer Breite dargestellt und ergebnislos diskutiert wurden. Da waren die in einer karriere- und erfolgsfixierten Gesellschaft unvermeidlichen endlosen Darstellungen mechanischer Sexualität, als ob die Menschen kein anderes Glück kennenlernen könnten als jenes rein Oberflächliche. Im nächsten Bild wurde übergeblendet zu öffentlichen Ausstellungen, in denen mühe-

Die letzte Stimme der Erde

1

Drückend heiß lastete die Luft in jener Sommernacht auf dem Raumflughafen an der Südspitze des indischen Subkontinents. Am Nachmittag hatte ein Platzregen die Hitze unangenehm schwül werden lassen. Seit Sonnenuntergang jedoch klarte der Himmel allmählich wieder auf. Zahllose Sterne zeigten sich als glitzernde Lichtpunkte am schwarzen Firmament. Die angestaute Hitze des Tages entwich nach und nach ins Weltall. Die Menschen genossen die langersehnte Abkühlung.

Alles war bereit für die erste interstellare Reise der Menschheit. Es war das indische Commonwealth, die inzwischen führende Macht in der Raumfahrttechnik, das dieses Unternehmen zum Erfolg führen wollte. Die Bewohner des gesamten Erdballs blickten in dieser Nacht voller Erwartung auf die unscheinbare Startrampe an der Küste des Indischen Ozeans. Das Raumfahrtprojekt hatte das Ansehen der panindischen Nationen in aller Welt erhöht, und das friedlich wiedervereinigte Land empfand großen Stolz, weil man endlich aus eigener Kraft zu wirklicher Größe emporgestiegen war.

Das erst vor zwei Monaten fertiggestellte Sternenschiff, ein Symbol wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Vormachtstellung, stand in dieser Nacht im Zentrum der Hoffnungen der gesamten Menschheit auf eine neue Zukunft, in der die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholt werden sollten. Auf der alten Welt hatte sich der Mensch durch Zerstörung seiner Umwelt, die in letzter Konsequenz eine Zerstörung der Lebensgrundlage seiner eigenen Nachkommen war, der Möglichkeit seiner Fortexistenz beraubt. Dies sollte sich auf der neuen Welt nicht wiederholen.

Verkörpert wurden die Hoffnungen eines überbevölkerten Planeten

durch die *Gandhi*. Sie war ein kraftvolles Raumschiff, elegant und dabei von gewaltiger Stärke, das derzeit noch eingezwängt lag zwischen den plumpen Startraketen, die es zunächst in die Erdumlaufbahn befördern sollten. Schon jetzt jedoch war seine funktionelle Schönheit deutlich zu erkennen.

Die Stärke des Sternenantriebs der *Gandhi*, der interstellare Reisen überhaupt erst möglich machte, beruhte nicht auf plumper Gewalt, wie sie vor allem die Raketen des zwanzigsten Jahrhunderts gekennzeichnet hatte, aber auch in den ihn umgebenden Startraketen immer noch zum Ausdruck kam. Vielmehr beruhte seine Kraft auf einer ausdauernden Beharrlichkeit, mit der man die Weiten des Universums unter Ausnutzung physikalischer Gegebenheiten des Raum-Zeit-Kontinuums zu überwinden gedachte. In diesem Antrieb verbarg sich, fast unsichtbar, das Produkt des größten wissenschaftlichen und technischen Triumphes, den die Menschheit in ihrem Todeskampf noch zu erreichen vermocht hatte. Die *Gandhi* würde, wie der Grashalm im Wind, sich den überlegenen Kräften der Natur zwar beugen, dabei aber jene Form der Stärke beweisen, die darin besteht nachzugeben, wenn man ansonsten zu zerbrechen droht, und so einen scheinbaren Nachteil zu ihrem Vorteil wenden. Gerade indem sich die Besatzung der *Gandhi* der unüberwindlichen Grenze der Lichtgeschwindigkeit unterordnete, die unser Universum beherrscht, würde sie diese Grenze für sich überwinden können.

Aber auch in ethischer Hinsicht war die *Gandhi* Symbol einer neuentdeckten menschlichen Widerstandskraft und Elastizität. Ihre Besatzung sollte auf der neuen Welt moralischen Gesetzmäßigkeiten folgen, die man auf der Erde zwar stets lautstark gerühmt, doch nur äußerst selten auch tatsächlich befolgt hatte. Die *Gandhi* sollte Ausdruck der Fähigkeit der Menschheit sein, einem scheinbar aussichtslosen Schicksal zu trotzen, das sie auszulöschen drohte. Denn der rücksichtslose Raubbau an der Natur, die Übervölkerung des Planeten, die Kämpfe um die letzten Ressourcen der Planetenhülle, die Anfang des dritten Jahrtausends unter oft fadenscheinigen Vorwänden mit den Kriegen um die Erdölreserven in den Tiefen des Zweistromlandes eingeläutet worden waren, alle diese Faktoren hatten sich zu einem kräf-